



## Liegt Cegléd fern von Auschwitz?

**Viele meinen, im heutigen Ungarn gäbe es nichts, was man im Schulunterricht über den Holocaust erzählen müsste, weil er niemals passiert sei. Andere – Mittelschüler und Studenten, die genug haben von den Unmengen Stoff – verbitten sich mitunter, dass die Lehrer ihnen schon wieder „damit“ kämen. Sie hätten schon genug darüber gehört, was könnte man da noch Neues sagen?**

**Von Gabriella Valaczkay**

Es gibt jedoch Menschen, die denken, es sei sehr nützlich, über die Shoah und ihre Vorgeschichte auch außerhalb des Geschichtsunterrichts zu sprechen. Damit unsere Kinder nicht zu ausgrenzenden, hassgefüllten Menschen werden. Der Ästhet Péter György ist der Überzeugung, der wichtigste Grund für das Holocaustgedenken heute in Ungarn sei der Schutz der Roma.

### **Wir wurden befreit??**

„Der Holocaust ist keine Angelegenheit der verlorenen Juden, sondern eine Katastrophe der ungarischen Sozialgeschichte“, meint Péter György. Der Leiter des Instituts für Kunsttheorie und Medienforschung der ELTE ist der Überzeugung, solange diese Einsicht nicht vorhanden sei und es ungarische Historiker gibt, die den Holocaust als eine Sache „anderer“ betrachten, die nicht „uns“ passiert ist, sondern den Juden, müsse es Holocaustunterricht geben. Danach laufe alles schon von selbst.

„Es wird lange dauern, bis die Gesellschaft diesen Punkt erreicht. Ein deutscher Bundespräsident, Richard von Weizsäcker, sprach in seiner Rede vom 8. Mai 1985 in erster Person, Plural, von „uns“, dass „wir Deutschen vor 40 Jahren, am 8. Mai, von der Nazidiktatur befreit wurden.“ „Das war eine historische Tat“, sagt der Ästhet. „Auch bei uns müssen die Muster in den Köpfen der Menschen umgeschrieben werden und das ist eine Sache der Politik.“

### **„Alle steckten bis zum Hals in der Sache!“**

„Viele sind der Überzeugung, dass Deutschland sofort nach dem 2. Weltkrieg begann, seine Vergangenheit aufzuarbeiten. Das ist ein großer Irrtum“, erklärt der pädagogische Leiter des Anne Frank-Zentrums, Patrick Siegele. „In Westdeutschland war erst in den 50er Jahren eine leichte Öffnung in Richtung Aufarbeitung des Krieges zu spüren und bei diesem Prozess spielte nicht der Staat, sondern die Opferverbände die größte Rolle. Sie traten als erste dagegen auf, die Konzentrationslager dem Erdboden gleich zu machen. Die Verbände wollten sie als Gedenkstätten erhalten wissen.“

„Warum das Schweigen vierzig Jahre lang anhielt? Weil alle bis zum Hals in der Sache steckten! Man war nicht imstande, sich wieder mit den Ereignissen des Krieges zu beschäftigen“, meint der Experte. „Wenn man es ganz genau nimmt, kann man sagen, dass auch bei uns der Holocaustunterricht erst in den 80er Jahren begann. Unter anderem damit, dass in den ehemaligen KZs Unterrichtszentren für Jugendliche eingerichtet wurden. Wir reden hier immer noch von privaten und kirchlichen Initiativen. Die wirkliche große Wende, dass sich also auch der Staat zu engagieren begann, kam mit der Wiedervereinigung.“



## **Ghetto oder Ghetto?**

„Seitdem sind fast 70 Jahre vergangen, es wird bald keine Überlebenden mehr geben, mit denen sich die Schüler unterhalten könnten. Aber wenn wir ihnen in unserer eigenen Stadt zeigen, dass dieses Gebäude ein Bethaus war oder in jenem Viertel sich das Ghetto befand, werden sie damit konfrontiert, dass der Holocaust nicht auf einem fernen Planeten stattgefunden hat, sondern sich bei uns zutrug“, sagt Tibor Pécsi, Leiter des Unterrichtsprogramms des Budapester Holocaust-Gedenkzentrums (HDKE).

Wie wichtig die „Orte des Gedenkens“ für die Gedenkkultur und den Holocaustunterricht sind, erklärt Péter György in seinem Buch „Statt meines Vaters“ (Apám helyett) mit zahlreichen, hauptsächlich deutschen Beispielen: Zuvorderst mit dem meistbesuchten Museum des Landes, dem Berliner Jüdischen Museum.

Es wäre schwer zu sagen, warum, Tatsache aber ist: Bei Klassenausflügen nach Berlin darf der Besuch des Museums nicht fehlen. „Natürlich wird das vom Zeitgeist diktiert“, sagt der Ästhet, „dieser alleine wäre aber zu wenig. Es braucht dazu auch das Gebäude von Daniel Libeskind, das auf unvergleichliche Weise zu einer Ikone geworden ist. „Bei unserem Holocaust-Gedenkzentrum ist das Problem, dass es nicht einen Zeitgeist verstärkt, sondern diesem, vorsichtig formuliert, aus dem Weg geht. Die Orte des Gedenkens müssen im urbanen Gewebe verankert sein“, ist Péter György überzeugt. „Die Páva-Gasse liegt weit außerhalb. Ein authentischer historischer Ort wäre das Ghetto gewesen und darin die Synagoge in der Rumbach Sebestyén-Gasse. Die Fidesz hat dieses Museum aber aus der Stadt hinausgeschoben, in die Páva-Gasse, hinter eine Mauer. Damit war sein Schicksal besiegelt: Es wurde im wahrsten Sinn des Wortes ins Ghetto gesteckt. Nehmen wir ein anderes Beispiel. Das Washingtoner Holocaustmuseum wurde architektonisch so gestaltet, dass dort ein Haufen Teenager etwas versteht und erfahren kann, was nicht im eigenen Land geschehen ist. Unser Gedenkzentrum ist architektonisch ungeeignet, Massen von Schülergruppen zu empfangen. Hervorragende Fachleute haben die Dauerausstellung gestaltet, ich bin mit ihr aber überhaupt nicht einverstanden. Eine so riesige Aufgabe hätte man nur nach allgemeiner Konsensfindung angehen dürfen. Vor der Ausstellungsplanung hätte man verstehen müssen, dass dies eine der großen Stunden der ungarischen Museologie ist. Das ist aber nicht geschehen. Es wurde zu einer zweiseitigen Sache, denn der größte Teil des Museumsfachs war von einem Holocaust-Gedenkzentrum nicht gerade begeistert. Hier stellt sich wiederum die Frage: Wem gehört der Holocaust? Wir leben in einem Land, in dem eine Stammesversammlung mit dem Namen Kurultáj im Parlament eröffnet wird und in dem eine Partei, die aktiv neonazistisch ist, sich willkürlich eine eigene Geschichtsauffassung zusammenbasteln kann. In einem solchen Land den Teil der Dauerausstellung des Ungarischen Nationalmuseums (UNM), der sich mit dem Holocaust beschäftigt, nicht radikal umzugestalten, ist mehr als feige! Im derzeitigen Zustand untergräbt das Material des UNM die Existenzberechtigung des HDKE. Ersteres suggeriert die Ausstellung, dass der Holocaust ein nebensächliches Ereignis war, und jene, denen diese Sicht der Dinge nicht gefällt, gefälligst anderswo hingehen sollen. Das ist absurd und unsinnig.“

## **Darf man auf einem Holocaustdenkmal Bier trinken?**

Wie die Gesellschaft in der deutschen Hauptstadt mit den „Orten des Gedenkens“ umgeht, erzählt Ádám Kerpel-Fronius, Mitarbeiter der Berliner Stiftung Denkmal für die



ermordeten Juden Europas, anhand einiger interessanter Beispiele. Wie heftig war die gesellschaftliche Diskussion, bevor 2005 mitten in Berlin das Bauwerk, das an ein Gräberfeld erinnert und aus 2711 Betonstelen besteht, übergeben werden konnte? Der Diskurs hatte schon 1988 begonnen, doch intensivierte er sich nach der Wiedervereinigung erst richtig. Die Ausschreibung, die mehrere Auswahlverfahren beinhaltete, wurde schließlich vom Architekten Peter Eisenman und dem Bildhauer Richard Serra gewonnen. Ein wichtiges Element ihres Konzepts war die Inbesitznahme des 19.000 m<sup>2</sup> großen Raums durch die Berliner und Touristen. Bis heute ist jedoch nicht wirklich klar, was diese „Inbesitznahme“ zu bedeuten hat.

„Viele waren besorgt, dass man die Säulen mit Graffiti und Hakenkreuzen beschmieren würde“, erinnert sich Ádám Kerpel-Fronius. Solche Vorfälle hat es kaum gegeben. Es ist jedoch bis heute unklar, was sich zwischen den Stelen des Mahnmals ziemt, außer zwischen ihnen spazieren zu gehen, auf ihnen zu sitzen und zu liegen. Die Stadt nimmt dieses Monstrum in sich auf und macht es sich zu eigen, damit erfüllt das Mahnmal auch seine Aufgabe: dass der Holocaust ständig visuell präsent ist. Sollte man verbieten, dass Jugendliche auf den Säulen sitzend Bier trinken, rauchen und Musik hören? Und kommt es einer Entweihung des Ortes gleich, wenn die städtischen Direktissima-Extremsportler, die Traceure, im Dämmerlicht von einer Stele auf die nächste springen?

### **„Ich hab vom Holocaust genug!“**

„Wenn sie Worte wie „Jude“, „Nazi“, „Lager“ und „Holocaust“ hören, sind die Jugendlichen schon auf und davon“, erzählt Andrea Szónyi, eine der Gründerinnen der Zachor-Stiftung für das gesellschaftliche Gedenken und internationale pädagogische Beraterin der Shoa Foundation. Erstere Organisation wurde 2007 von ungarischen Pädagogen gegründet, um die Lehrenden und Schüler auf die Folgen von Rassismus, Antisemitismus und Vorurteilen aufmerksam zu machen. Prinzipielles wird bei ihnen von Konkretem untermauert: Online-Erinnerungen, ein Foto- und Dokumentenarchiv, Hilfsmaterialien für Lehrende. Es ist nämlich nicht egal, wie ein begeisterter Pädagoge an die Aufgabe herangeht.

„Auch das muss gelernt sein. Es reicht nicht, „irgendwas Berührendes“ zu machen, damit viele danach weinen“, erklärt Andrea Szónyi. „Die pädagogischen und methodologischen Hauptlinien wurden in den vergangenen Jahrzehnten von den größten internationalen Institutionen, die sich mit Holocaustforschung und -pädagogik beschäftigen, erarbeitet. Unter ihnen befindet sich auch die Shoa Foundation, die 1994 von Steven Spielberg ins Leben gerufen wurde und deren Mitarbeiter 52.000 narrative Interviews mit Überlebenden und Augenzeugen in der ganzen Welt gemacht haben. (Das Videoarchiv befindet sich in Ungarn an der Central European University – CEU.)

Die Task Force (eine internationale Organisation, die sich mit dem Unterricht und der Erforschung des Holocaust beschäftigt, ihr gehört seit 2002 auch Ungarn an), handelt ganz im Sinne der Mitarbeiter des US-Holocaustmuseums, von Yad Vashem, des Programms der Universität London für die Weiterentwicklung des Holocaustunterrichts, des Amsterdamer Anne Frank Hauses (AFH) und der Mitarbeiter der Berliner Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz. „Vor allem sind sich diese Organisationen einig, dass es notwendig ist, heute den Holocaust zu unterrichten. Um unsere Kinder zu



bewussten, kritischen Staatsbürgern zu erziehen, die Vielfalt schätzen, Geschichtsschreibung kritisch betrachten und die Mechanismen der aktuellen Politik und der Medien erkennen. Die hellhörig und sich im Klaren sind, was das Verschweigen für Gefahren birgt“, fasst Wolf Kaiser, Leiter des Hauses der Wannsee-Konferenz, zusammen.

### **Mit Spielzeug über Auschwitz reden**

Wie man diese Themen im Unterricht behandeln kann, ist schon eine komplexere Frage. Dicke Bücher könnte man mit der diesbezüglichen Methodologie füllen, zu den wichtigsten Grundsätzen gehört auf jeden Fall, die Jugendlichen nicht mit statistischen Daten zu bombardieren. Man kann sie empfänglicher für das Thema machen, wenn sie irgendeinen persönlichen Zugang finden. Die Mitarbeiterin der Universität London, Emma O'Brien verwendet dazu Originalfotos, Dokumente, Gegenstände, wie z.B. einen selbst gebastelten kleinen Lastwagen, mit denen sie oft die Seminare für 14-16-jährige einleitet. Sie sagt nichts, sondern zeigt ihnen nur ein Foto des Spielzeugs, das von einer Hand gehalten wird. Sie ersucht dann die Gymnasiasten, Fragen zu stellen. Wer hat diesen Gegenstand angefertigt? Für wen wurde er gefertigt? Wann? Wer hält ihn in der Hand?

Die folgenden Bilder verraten schon mehr. Das Holzspielzeug wurde im 2. Weltkrieg von einem englischen jüdischen Vater für seinen Sohn gebastelt. Der Vater hält das Auto auf dem ersten Foto in seinen alten Händen. Er und das Spielzeug haben den Krieg überlebt, sein zweijähriger Sohn und seine Frau nicht. An diesem Punkt beginnt die Vortragende von der Tragödie der ganze Familie zu erzählen, zu diesem Zeitpunkt sind die jugendlichen Zuhörer schon mitten in der Geschichte. Mit Fotos muss man jedoch äußerst vorsichtig umgehen. Forschungen bestätigten, dass die schockierenden Fotos, die in Ghettos und Lagern aufgenommen wurden, meistens nicht die Wirkung erzielen, die wir beabsichtigen. Wenn wir Fotos von Schubraupen zeigen, die Leichenberge vor sich herschieben, werden die Jugendlichen verschreckt.

Sie verstehen und spüren nicht, dass zu jedem toten Körper eine Person, eine Persönlichkeit gehörte, die eine Familie hatte, Hobbys, Fehler, Träume. Wir erreichen unser Ziel viel eher, wenn wir die Vergangenheit „rehumanisieren“. Der biographische Unterricht bedeutet, dass die Jugendlichen durch Familiengeschichten sich an historische Ereignisse annähern. Nach diesem Prinzip arbeitet eine der ältesten Gedenkstätten der Welt, das Anne Frank Haus in Amsterdam, das bereits 1960 eröffnet wurde. In der Berliner Ausstellung stellte man den Taten des Naziregimes, die mit Archivaufnahmen veranschaulicht wurden, Aufnahmen vom Leben der Familie Frank gegenüber.



### **Was hat mein Kind mit Anne Frank zu tun?**

„Der Wirkmechanismus ist einfach“, erklärt der Pädagogikexperte Patrick Siegele. „Wenn wir auch unsere Gefühle in den Lernprozess mit einbinden, wollen wir immer mehr über die jeweiligen Opfer erfahren. Dem Konzept der Lebensweltorientierung entsprechend sind die Anne Frank-Häuser auf der ganzen Welt bestrebt, bei den jugendlichen Besuchern eine Verbindung zwischen dem eigenen Leben und jenem der Anne, die Anfang der 1940er Jahre in der Pubertät steckte, zu schaffen. Deshalb sind in der Berliner Ausstellung – neben dem historischen Block und einer Faksimileausgabe des Tagebuchs – auch ganz eigenartige Elemente zu finden. Eines erhielt den Titel: „Hier und heute – wie können wir den Antisemitismus mit pädagogischen Mitteln eindämmen?“

In einem Raum steht ein Objekt, das an ein Indianerzelt erinnert (hausintern wird es Identitätszelt genannt), wo auf verschiedenen Bildschirmen die 12-jährige Esther und der 16-jährige Junior, der aus Kamerun nach Deutschland geflohen ist, über sich erzählen. Daneben ergreift dann Anne Frank „selbst“ das Wort, eine Mädchenstimme hinter einem lebensgroßen Foto von Anne. Sie erzählt – so steht es in ihrem Tagebuch –, wie sie nach ihrem Platz in der Welt sucht und was sie in ihren jungen Jahren so sehr ärgert und begeistert. Damit wollen die Ausstellungsmacher erreichen, dass die Besucher verstehen: Wir erfahren etwas über das Leben eines Teenagers, der sich kaum von den heutigen unterscheidet. Der einzige wesentliche Unterschied ist, dass Anne in einer anderen Zeit lebte, deren Besonderheiten ebenfalls klar gemacht werden müssen“, erklärt Siegele.

### **„Leere“ und Friedenszeiten**

Wenn der Pädagoge, der sich in den Kopf gesetzt hat, Holocaust zu unterrichten, diese vielen methodologischen Prinzipien verinnerlicht hat, sollte man auch noch darüber nachdenken, warum es unglücklich wäre, seine Geschichten im Jahr 1944 zu beginnen und sie im Mai 1945 zu beenden. Die Londoner Pädagogin Emma O'Brian meint, man müsse klar machen, welches Lebens die Opfer des Nationalsozialismus durch den Krieg beraubt wurden. Wo, wie und mit wem sie zuvor gelebt hatten. Genauso wichtig ist auch der Abschluss: Das Seminar soll auf keinen Fall mit einem typischen „Befreiungsbild“ abschließen, auf dem die amerikanischen und russischen Soldaten die knochendürren Lagerhäftlinge umarmen. Die Geschichte ist nämlich hier nicht zu Ende. Man muss auch zeigen, was diese Menschen und ihre Gesellschaft mit der „Leere“ machten, die durch den Krieg verursacht worden war. Es muss von verlorenen Familienmitgliedern gesprochen werden, vom verlorenen Zuhause, nicht mehr existenten Gemeinschaften und entvölkerten Synagogen. Oder man kann auch in den Memoiren eines Überlebenden blättern, wie er, aus dem KZ zurückkehrend, nach seinen Verwandten sucht und bei seinem Nachbarn durch die spaltbreit geöffnete Tür seine eigenen Möbel erblickt.

### **Helden und Monster**

Es wäre natürlich falsch, den Studenten zu suggerieren, dass alle passiven Beobachter während des Holocaust unsensibel oder unehrlich gewesen seien. Denn ein wesentliches Prinzip des Holocaustunterrichts ist gerade, die Teilnehmer des Krieges (und später dann auch andere) nicht in Kasten einzuteilen. Wie der Berliner Wolf Kaiser meint: „Nicht jeder Nazi war ein Monster und nicht jedes Opfer ein Engel.“ Das Prinzip der



„Multiperspektivität“ leitet dazu an, dass die Seminarleiter die Ereignisse aus der Perspektive mehrerer Personen beleuchten und immer mit konkreten Beispielen konkrete Taten von konkreten Personen analysieren. Zum Beispiel jene des Deutschen Otto Weidt, der einerseits – wie der Munitions- und Emaillewarenfabrikant Oskar Schindler – dem Nazi-Regime mit seinen Produkten diene, andererseits in seinem Berliner Bürstenbinderbetrieb blinde Juden beschäftigte und viele von ihnen vor der Deportation rettete.

„Es ist wichtig, dass die Schüler hier die Komplexität menschlicher Geschichten verstehen. Damit können wir sie zu einem feiner abgestuften Denken erziehen und vielleicht können wir dadurch vermeiden, dass sie später vereinfachte Antworten auf komplizierte Fragen geben“, erklärt Andrea Szónyi. Dann fügt sie hinzu, dass in Verbindung mit dem Holocaust es vielleicht doch am wichtigsten sei, über die passiven Beobachter, die Mitläufer zu sprechen. Der Großteil der Menschen hat nämlich in dieser Rolle den Krieg durchlebt und das ist jene Position, in deren Zusammenhang man das unermesslich wichtige staatsbürgerliche Selbstbewusstsein im Kurs behandeln könne. „Besonders wichtig ist, wenn an diesem Punkt auch andere historische Tragödien erwähnt werden, zum Beispiel die Gräueltaten der kommunistischen Diktatur oder Völkermord in anderen Ländern, auf keinen Fall das Leid der Opfergruppen zu vergleichen. Der Vergleich von Traumata führt zu nichts.“

### **Dialog statt Vorurteilen!**

„Wie auch bei Klischees anzusetzen“, meinen die Experten und Freiwilligen der ungarischen Stiftung Haver, die 2002 gegründet wurde und gegen das vorurteilsbehaftete Denken, Diskriminierung auftreten und im Zusammenhang damit Schulungen für Mittelschüler, Studenten und Lehrkräfte organisieren. Die Teilnehmer sollen zum kritischen Denken gebracht werden, die hier angewandte Methode ist der ständige Dialog. „Wir müssen die Diskussionskultur der ungarischen Jugendlichen anregen“, sagt der Leiter der Organisation, Mircea Cernov. „Ein Teil unserer Programme beschäftigt sich mit dem Irrglauben und den Mythen im Zusammenhang mit dem Judentum, hier müssen wir einiges loswerden. In jedem Seminar gibt es jemanden, der schätzt, dass in Ungarn wenigstens 2 Millionen Juden leben.“ Obwohl Haver auch Seminare anbietet, die sich vor allem mit dem Holocaust beschäftigen, hat es erst Sinn, über den Holocaust zu reden, wenn die Schüler oder Studenten zumindest über Grundkenntnisse zum Judentum verfügen.

„Im Allgemeinen weiß man nichts. Zumindest hier, in Deutschland“, erzählt die Leiterin der Bildungsabteilung des Berliner Jüdischen Museums (JMB), Sarah Hiron. „Den meisten Gymnasiasten fällt beim Wort „Jude“ nichts ein außer dem Holocaust.“ Ähnlich wie die Haver-Stiftung sieht sich auch das JMB nicht als Organisation, die sich mit dem Holocaustunterricht beschäftigt, sondern konzentriert sich mit dem pädagogischen Angebot eher auf das deutsch-jüdische Zusammenleben. „Der Abbau von Stereotypen ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, und wir wissen, wie vorsichtig wir da vorgehen müssen. Wir achten auch darauf, dass wir bei unseren Führungen keine Monologe halten, sondern wir initiieren immer einen Dialog und versuchen mit so vielen Originalgegenständen wie möglich zu arbeiten. Wir zeigen den Schulklassen zum



Beispiel einen Stundenplan eines jüdischen Gymnasiums vom Anfang der 1940er Jahre: Sie sollen ihn mit dem eigenen vergleichen. Warum gab es damals so viele Fremdsprachen im Unterrichtsplan? Die Antwort darauf: Um eine eventuelle Auswanderung zu erleichtern.

Sowas sagen wir aber nicht im Vorhinein, wir wollen, dass die Kinder selber draufkommen. Und auch darauf, warum damals der Unterricht bis abends um sechs Uhr dauerte und nicht wie heute um zwei aus war? Weil die Kinder wenigstens in der Schule in Sicherheit waren. Das ist für die heutigen Mittelschüler sehr schwer zu verstehen. Sie spüren jedoch jene Spannungen, die es zwischen den Minderheiten und der Mehrheitsgesellschaft gab. Deshalb kommt es vor, dass sie, im Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlichen Diskussionen, von uns irgendeine Art der Stellungnahme verlangen. Wir sollen unsere Meinung zum Beispiel zum heute so oft erwähnten Beschneidungsverbot sagen. Was können wir da tun? Wir haben Hintergrundmaterial erarbeitet, in den wir dem Jugendlichen verschiedene Standpunkte anbieten, die sie zum Weiterdenken anregen sollen.“

### **Wo wachsen denn die Holocaustforscher?**

In Ungarn gibt es im Bereich Holocaustpädagogik bisher keine universitäre Weiterbildung. Zur Multiplikator-Ausbildung der Task Force und des Washingtoner Holocaustmuseums, zum „OktaTárs“, haben sich letzten Herbst mit konkreten Projektplänen ein Dutzend Personen gemeldet - Pädagogen, Journalisten, Filmschaffende, Fotografen. Der eine gründete an der Universität eine Psychodramagruppe, der andere hielt ein Juraseminar über die rechtliche Vorgeschichte des Holocausts, doch bewarb man sich auch mit einem Plan für eine Dokumentation oder einem Holocaustblock für die Sozialarbeiterausbildung und mit einem Museumsprojekt. Es gab auch einen „Multiplikator“, der die zunehmenden antisemitischen und rassistischen Äußerungen in der ungarischen Presse untersuchte. Neben dem Kurs OktaTárs, der heuer im Holocaust-Gedenkzentrum abgehalten wurde, fand an der CEU auch ein weiterer Kurs statt mit dem Titel Videointerviews der Shoa Foundation im Unterricht des 21. Jahrhunderts.

Ein Mittelschullehrer aus Hódmezővásárhely wurde vom Buch „Wir sind die Letzten, fragt uns aus!“, das vor ein paar Jahren in Deutschland erschien, inspiriert teilzunehmen: Er verstand, wie wichtig es ist, dass seine Schüler – wenn schon nicht von Personen vor Ort – die Erinnerungen von Überlebenden hören. Ein Pädagoge aus Sopron fand unter den Extras der DVD Schindlers Liste „Spielberg-Interviews“ und meldete sich wegen dieser zum Kurs. Ganz zu schweigen davon, dass er von der „fast schon zum guten Ton gehörenden Beschimpfung von Juden, Zigeunern und Homosexuellen“ in Ungarn die Nase gestrichen voll hatte. „Seit 2006 findet ein Art Wiedererwachen der rechter Ideologie statt, dem muss man sich entgegenstellen. Die Ausgrenzung ist nicht nur stärker geworden, sondern teils allgemein üblich“, sagt Tibor Pécsi, dem auffiel, dass vor den letzten Wahlen mehr Lehrer ihre Schüler zu ihm brachten. „Sie dachten, die Schulabgänger benötigten mehr Information als sie aus den Schulbüchern bekommen, bevor sie das erste Mal in ihrem Leben wählen.“

### **Meine Schüler sollen keine Nazis werden!**



Pécsi hat die Erfahrung gemacht, dass die Mehrheit der Lehrer sich verantwortlich für ihre Sprösslinge fühlt und sie von extremen Gruppierungen fernhalten will. „Viele holen unsere Wanderausstellung in ihre Stadt, dass sie der Grundlage der Ausstellung mit ihren Klassen über Verantwortung sprechen können. Pädagogisch gesehen, ist das die größte Herausforderung des Holocaustunterrichts: Bei den Jugendlichen die Verantwortung für sein Gegenüber, den anderen, zu wecken. Müsste ich das als Slogan formulieren, würde ich sagen: Regen wir sie dazu an, die Mörder zu verurteilen, Mitgefühl mit den Opfern zu zeigen, die Gleichgültigkeit abzulehnen. Schließlich sollten sie ein wenig etwas von der Einstellung der Menschenretter verinnerlichen.“ Natürlich kann es Probleme geben, wenn ein Lehrer seine Zöglinge zu einem „Toleranzseminar“ bringen will, die Schulleitung das aber ausdrücklich nicht gutheißt. „Ich weiß von einer Schule“, erzählt Pécsi, „an der der Direktor einem der Lehrer mitteilte, das wäre schon „too much“ Holocaust, und er solle die Kinder eine Weile in Ruhe lassen.“ Das muss man respektieren.“

### **Besondere Gefühle**

Auch wenn viele Pädagogen und Psychologen fühlen, dass in diesem historischen Augenblick nicht genug über die Folgen von Ausgrenzung gesprochen werden kann. „Ein Teil der ungarischen Bevölkerung hegt gegenüber drei Menschengruppen „besondere“ Gefühle“, sagt Péter György, „doch hauptsächlich gegenüber Roma. Wenn heute jemand an seinen Arbeitsplatz sagt, die Juden seien Idioten, kann es sein, dass man ihn hinauswirft. Über die Zigeuner kann in diesem Land jedoch jeder sagen, was er will. Tatsache ist, dass in Ungarn die Roma-Gemeinschaften heute völlig marginalisiert sind, ja zu einer Menschengruppe geworden sind, die außerhalb der Gesellschaft lebt und in ihrem physischen Sein bedroht ist. Sie verfügen auch nicht über Kulturtechniken, mit denen sich Gemeinschaften in solchen Situationen normalerweise schützen. Sehr viele Menschen sind immer noch nicht imstande zu begreifen, was mit einer Gesellschaft passieren kann, die einen bedeutenden Teil seiner Bürger ausgrenzt.“

### **Daheim, an der Alltagsfront**

In Ungarn leisten neben dem staatlichen Zentrum, dem HDKE, auch die Shoa Foundation, die Haver- und Zachor-Stiftung ernst zu nehmende Arbeit sowie die Centropa Stiftung, sie sich auch mit der Zeit vor und nach dem Holocaust ausführlich beschäftigt und hauptsächlich Lebensgeschichten von Juden des 20. Jahrhunderts aufarbeitet und vorstellt. Auch soll hier das Programm der ELTE-Universität zu gesellschaftlichen Konflikten auf der Fakultät für Psychologie und Pädagogik erwähnt werden, die außergewöhnlichen Geschichtsstunden der Élet Menete-Stiftung, die „Toleranztreffen“ des Vereins Raoul Wallenberg sowie des Lehrerhandbuch und andere methodologische Publikationen des Vereins Hanna Arendt.

*(Der Beitrag ist am 26.08.12 in Ungarns größten seriösen Tageszeitung Népszabadság erschienen und wurde im September 2012 mit dem „Preis Für Niveauvollen Journalismus“ prämiert.)*